Polit. G.
225.

200

200

R

Polg. 225

<36616663190013

S

<36616663190013

Ba

Dialogen

über

einige Gegenstände

der

politischen

Oekonomie und Philosophie.

1789.

Bayerische Staatsbibliothek München

62,

Bayerische
Staatsbibliothek
...chen

Vorrede.

Ich weiß, als Vorredner, hier nichts zu sagen, als, daß ich mich des Rechts bedient habe, über Dinge, deren Kenntniß mir wichtig schien, meine Meinung zu eröfnen. Vielleicht habe ich hie oder da, ein Vorurtheil der Doktoren, und der Männer am Plaze bestritten, vielleicht ein wenig dazu beigetragen, diese oder jene, nicht genug — wenigstens nicht

überall — erkannte Wahrheit, in ein helleres Licht zu sezen, und sie, da, wo sie vergessen zu werden schien, in's Gedächtniß der Menschen zurükzurufen.

Vielleicht erfolgt nichts von alle dem, und denn muß ich mich — so gut es sich den Umständen nach thun läßt — mit dem Schiksal so vieler andern Blätter trösten, die noch dazu besser, als die meinigen waren, und nun den Motten zur Azzung dienen.

Der Verfasser.

Erstes Gespräch.

Die Wälder.

Nobis placent ante omnia Sylvae!

VIRGIL.

Wißlieb.

In der That, Wahrmund! wenn ich den alten Zustand Germaniens mit der Kultur unseres Teutschlands vergleiche, denn — preise ich den Genius des Feldbaues und des Kunstfleisses, unter dessen Auspicien die ungeheuren Wälder ausgerottet, Moräste trocken gemacht, und der Bo-

den

den in Aecker, Wiesen und Gärten umgeschaffen wurde.

Wahrmund.

Fürwahr, Wißlieb! die Teutschen haben ihr jeziges Klima halb erschaffen. Es war ein herrlicher Beweis von der Allmacht der Industrie und der vereinigten Willen der Menschen, dieses veteres migrate coloni! welches unsere Vorfahren zu den alten Bewohnern der germanischen Wildnisse — den Bären, Auerochsen, und Elendthieren, sprachen. Wie vieles haben wir nicht den Orden des heil. Benedikts zu danken!

Wißlieb.

Wenn man nun so fortfährt, die überflüssigen Wälder auszurotten, überall Aekker und Wiesen anzulegen, Dörfer zu bauen — — welch ein bevölkertes, blühendes Land muß dieses Germanien werden, welches noch zu Cäsars und Tacitus Zeiten von Wilden bewohnt wurde!

Wahrmund.

Sie wollen die überflüssigen Wälder doch nur ausgerottet haben? —

Wißlieb.

Natürlich. Es heißt zwar: Superflua non nocent, aber wenn ich doch den Boden,

den, wo jezt Holz stehet, auf andere Art besser benuzen kann, so — —

Wahrmund.

Muß man das Holz auswurzeln! — Sie sezen also, wie es scheint, voraus: daß **Ueberfluß** an Holz noch in Teutschland existirt? — —

Wißlieb.

Hin und wieder, z. B. im Eisenachischen, auf dem Harze, und sonst, gibt es noch sehr grosse Wälder.

Wahrmund.

Sehr grosse Wälder, mein Lieber! sind darum noch nicht **überflüssige** Wäl-

Wälder. Ich möchte Sie noch fragen, was Sie in dieser Gattung für einen Masstab haben, um die Grösse zu bestimmen? Es ist wahr, die Eisenachischen und Harzwälder sind sehr groß, in Vergleichung mit den kleinen elenden Holzungen in Ihrem Vaterlande, welche die übelverstandene Oekonomie ihrer Staatswirthe übrig gelassen hat. Aber da Sie die Holzkonsumtion in jenen Gegenden nicht durch einen exakten Kalkul kennen, so können Sie auch mit dieser unbekannten Grösse, die Menge des dort noch vorhandenen Holzes nicht vergleichen, und also das Verhältniß der Waldungen zur Holzkonsumtion, oder zum Bedürfniß des Staates, nicht berechnen. Wo er-

frohren mehr Menschen, in diesem scheuslichen Winter? Dort, in jenen waldreichen Gegenden, oder in Ihrem holzarmen Vaterlande?

Wißlieb.

Ich muß es gestehen. Das Erfrieren ist fast eine eben so schlimme Sache, als das Hungerleiden. Aber Brod bleibt doch immer die erste Nothwendigkeit, Holz nur die zweite. Definiren die Physiokraten nicht den Menschen, durch ein Thier, welches Brod frißt? —

Wahrmund.

Sie wissen, Wißlieb! daß ich nicht für die Physiokratie, und nicht für die Ab-

Abgabe 40 von 100 hin. Man könnte den Enthusiasten der Physiokratie gleich bey ihrer Definition des Menschen zurufen: Der Mensch lebt nicht vom Brodt allein! — Holz ist nur, wie mich dünkt, in warmen Ländern, die zweite Nothwendigkeit. In kalten — und Gott verzeih' mir's! ich rechne Teutschland mehr zu den kalten, als warmen Ländern — ist es so nothwendig, wie Brodt. Sie haben es selbst eingeräumt.

Wißlieb.

Nicht, daß ich's wüßte! Wahrmund!

Wahrmund.

Sagten Sie nicht eben: Erfrieren sey eine eben so schlimme Sache, als Hungerleiden?

leiden? Ich dächte, der Staat müsse nicht bloß für den Brodschrank — sondern auch noch für die Oefen und den Heerd seiner Kinder sorgen.

Wißlieb.

Aber nach Sankt Peters und Eulers Philosophie muß es in der Welt immer wärmer werden. Die Distanz der Erde von der Sonne bleibt bekanntlich sich nicht gleich. Wir nähern uns mit langsamen Schritten diesem Quell des Lichts und der Wärme. Zulezt — aber es wird eine lange Zeit dazu erfodert! — müssen wir ihr so nahe kommen, daß die von den Stoikern und dem heil. Peter angekündigte Welt-

ver-

verbrennung erfolgt. Lassen Sie uns also für unsere Nachkommen nicht bange seyn. Ihre Winter sind dem jüngsten Tage so viel näher, als die unsrigen, und also gewiß gelinder. Folglich brauchen sie weniger Holz.

Wahrmund.

Als Christ bin ich mit Ihnen für die Weltverbrennung. Aber da ich ein sehr frostiges Geschöpf bin, so ist mir — ich gestehe es! — ein wenig bange, daß, ehe der Erfolg, Peters Weissagung, und Eulers Konjektur verificiren wird, noch erst die Büffonische Eisperiode eintreten, und dem Leben der organischen Natur

tur ein Ende machen wird. An das Wärmerwerden unsrer Winter glaube ich nicht. —

Wißlieb.

Gesezt aber, Büffons kühne Weissagung träfe ein, und unsere Winter würden immer kälter, so tröstet uns dieser philosophische Prophet doch über das zunehmende Bedürfniß, und die abnehmende Menge des Holzes, durch die grossen Schäze fossiler Kohlen, welche die Natur in die Erde gelegt hat, um uns zu erwärmen, wenn es auf unserm frostigen Planeten keine Wälder mehr gibt.

Wahrmund.

Ach! ein elender Trost, Wißlieb! — Ich lese Ihnen eine Stelle aus meinem Vaniere * vor:

Aspicis effosso terris carbone Britanni
Quam male dissolvunt frigus, quam ducitur aegre
Spiritus; infesto nisi tabescentibus igne
Monspeliensis opem tulerit pulmonibus aer.

Ist nicht der Steinkohlendampf eine Hauptursache von der Schwindsucht so vieler Engländer? Können wir alle, von unserm mit Steinkohlen gehizten Kamin, nach Montpellier

* *Vanieri* Praedium rusticum, ex edit. *Bonaventurae* Andres. Lib. I. p. 35.

pellier reisen, um die dortige Luft zu geniessen? Zudem, ist's so gewiß, daß die fossilen Kohlen sich überall in einer großen, dem Bedürfniß entsprechenden Menge finden? — Antiquos ferro ne dejice lucos! ruft Ihnen mein Liebling unter den neuern Dichtern zu, welchen die Muse, Gesänge in der Sprache der alten Römer eingab. Ich möchte diese Strophe in deutsche Prose übertragen, um sie gewissen Kameralisten in die Ohren zu schreyen.

Wißlieb.

Aber wer glaubt unserer Predigt? —

Wahrmund.

Warlich, Wißlieb! einer von meinen Gründen, den Vaniere zu lieben, ist:

daß

daß er zu einer Zeit, da man in Frankreich gegen die Wälder wütete, um Plaz zu Aekkern und Weinbergen zu gewinnen, der Advokat und Fürsprecher der Waldungen geworden ist. Es ist nicht bloß Vaniere, der Poet und Nebenbuhler Virgils, es ist Vaniere, der Freund des Landlebens, der Oekonom aus der Schule der Alten, und der Erfahrung — der friedliche Liebhaber schattichter Hayne, den ich liebe.

Wißlieb.

Ich gestehe es Ihnen, daß ich Vanier's Klagen über die Ausrottung des Wäldchens, nicht weit vom Jesuiterkloster zu Toulouse, nie ohne Rührung lesen

konnte. Sie gleichen dem schönen schwermuthsvollen Gesange Philomelens, welche

populea sub umbra, VIRG.

ihre verlohrnen Kinder beweint.

O mihi Lojolidae juvenes, in nostra recepti
Castra recens, o si veterem fas reddere lucum,
Fletibus avulsum dolui quem nuper amaris!
Ipse labore manum tererem, nostramque levarent
Tristitiam caris provisa sodalibus olim
Gaudia — — ! — —

Wahrmund.

Nicht bloß deswegen, weil die ernste Betrachtung schweigend im Hayne wandelt, weil Pan um die schwüle Mit-

Mittagsstunde, nach der frommen Sage der Alten, in den heiligen Schatten der Wälder schläft, und die Dryaden uns mit Weisheit begeistern — wiewohl lezteres kein geringer Vortheil ist — auch nicht blos um der Faunen und Satyr'n willen, welche muthwillig durch die Büsche hüpfen, und der Tugend der Nymphen gefährlich werden, sondern auch, um den Suppentopf unsrer Armen im Sieden zu erhalten, und im Winter unsere Glieder vor den verderblichen Wirkungen des Frostes zu bewahren, wünschte ich die Erhaltung alter, und die Anpflanzung neuer Wälder.

Wißlieb.

In diesen Wunsch stimmen die zärtlichen Nymphen mit ein, deren Gesang die französische Anthologie uns aufbehalten hat:

Revénez, charmante verdure!
Faites régner l'ombrage et l'amour dans non bois!
A quoi s'amuse la nature?
Tout est encor glacé dans le plus beau de mois!
Si je viens vous presser, de couvrir ce bocage,
Ce n'est, que pour cacher aux regards des jaloux,
Les pleurs, que je repands pour un bérger volage,
Ah! je n'aurai jamais d'autre besoin que vous! —

Wahr-

Wahrmund.

Ihre Nymphe hat einen Nuzen der Wälder, um deswillen sie den Verliebten so angenehm sind, sehr naiv angegeben. Erlauben Sie, daß ich die übrigen, wenigstens eben so realen, Nuzen beifüge. Ich gestehe aber meine Prädilektion für die Eichen, und sage ihnen also besonders etwas von dem Nuzen dieser eh'mals so heiligen Bäume. Das Laub dient dem Wilde zur Nahrung. Das abgefallene dünget den Boden, erzeugt eine Schichte der fruchtbarsten vegetabilischen Erde. Auf den Eichen entstehen durch den Stich einer Fliege, Gallápfel, welche den Färbern so nüzlich sind, und unsere Dinte schwarz machen. Die

Borke

Borke und Schale des Baumes geben die Lohe. Die Eicheln machen die Schweine fett, und man bereitet aus ihnen einen etwas herben, aber gesunden Kaffee. Das Holz dient zum Häuser- und Schiffbau, zur Feurung, zu Tischlerarbeiten, zum Wasserbau. Die Asche gibt starke Lauge zum Seifenkochen, und dünget den Acker. Die Eichenrinde hat eine zusammenziehende Kraft, und wird in Ermanglung der peruvianischen oder Fieberrinde, an deren Statt, in der Arznei gebraucht. —

Wißlieb.

Hören Sie auf! Das sind der Nuzen genug. Ich bin überzeugt, daß die Eiche ein vortreflicher Baum ist.

Wahrmund.

Die Königin der europäischen Waldbäume! — Ach! für diesen Baum Jupiters lassen Sie uns beten! Möchte die Axt ihn bis in jenes graue Alter verschonen, welches seine Organisation ihn vor allen andern Bäumen des Waldes zu erreichen fähig macht!

Wißlieb.

Gewiß, Wahrmund! Sie verdienen es, ein Druide zu seyn. Sie halten sich, wie diese, in den Eichwäldern auf, und Ihre Schatten sind Ihnen heilig. Lucos et in iis *silentia ipsa* adoramus, wie Ihr Plinius sagt.

Wahr-

Wahrmund.

Fast möchte ich wünschen, daß wir nach der traurigen Verheerung der teutschen Eichenwälder, wider etwas von der alten Superstition, welche Frick in seinem Buche von den Druiden, Gallorum et aliarum gentium communis *in quercus relligio* nennt, zum Vortheil unserer Holzungen annehmen möchten. Ich habe zwar nichts dagegen:

Ut procul Hercyniae per vasta silentia Sylvae
Venari tuto liceat,

wie Klaudian singt. Wenn aber dieser Dichter fortfährt:

Lucos-

Locosque vetusta
Religione truces et robora numinis instar
Barbarici, nostrae feriant impune bipennes,

so wäre ich versucht, ihm, als einem Frevler an der Nachwelt, die Axt abzunehmen. Man sollte jezt bei der so allgemeinen Abnahme der Eichwälder auf Anpflanzung dieser nuzbaren Bäume mehr bedacht seyn. — Da indeß Eichen doch nicht überall fortkommen, so wäre es gut, wenn man auf schlechtern Pläzen, Tannen und Birken säen wollte.

Wißlieb.

In der That, Sie haben Recht. Die Regenten sollten es sich zum Augenmerk machen,

machen, dem immer mehr einreissenden Holzmangel nach und nach abzuhelfen. Dabei scheint mir in meiner Gegend, die Obstkultur noch immer zu gering, zu sehr vernachlässigt zu seyn. Gleichwohl ist sie schon einigen teutschen Ländern, z. B. dem Anhalt-Bernburgischen, sehr einträglich geworden. Produzirten wir mehr und besseres Obst, so könnten wir den in unsern Gegenden so häufigen Miswachs des Weins durch Bereitung des Aepfel- und Birnweins ersezen.

Wahrmund.

Die Faktore des Bacchus würden im Anfange scheel dazu sehen. Sie würden uns sagen: daß dieser wohlthätige Gott, der

der bei uns, seinen Thron auf dem Johannisberge, im Rhingau hat, ienes apokryphische Getränke nicht für seine Gabe erkennt. Aber dem weinlustigen Publikum geschähe eine Wohlthat damit. Man hat Obstwein von der äussersten Delikatesse. Nicht immer geräth der Saft der Reben. Bald verdünnt ihn ewiger Regen, bald vermag die unkräftige Sonne dieses immer trüben Himmels nicht, ihn süß zu kochen. Bald erfriert der Weinstok im Winter.

Wißlieb.

Wenn ein teutscher Weinhändler mir bisweilen seinen Fusel zuführte, so hieß es: da sie es ihm brachten, konnte er's nicht

trin-

trinken! Es war posca, Essig, der bey einer Kreuzigung eher, als bey einem frohen Bacchanal, an seinem Plaze war.

Wahrmund.

Ohngeachtet ich, seitdem ich neun und siebziger Johannisberger getrunken habe, dem Ausspruch Friederich's des Grossen nicht mehr beistimmen kann: daß der Rheinwein ein Vorschmack des Galgens sei, so ist doch so viel richtig, daß ein Italiåner, an Montepulciano und Montefiascone und die Thrånen Christi * gewôhnt, unsere Rhein-

* Lacryma Christi, ein herrlicher Wein zu Neapel.

Rheinweine, wegen ihrer Verwandschaft mit dem Essig, insgemein abscheulich findet. —

Wißlieb.

Mein alter Druide! ich habe Sie durch Obst und Wein von Ihren Eichen unvermerkt weggeführt. Ehe wir aber nach Hause gehen, nur noch eine Frage! — Was halten Sie von dem Vorschlage, den man neulich that, Eichen um die Dörfer herum zu pflanzen, um sie gegen das Einschlagen des Gewitters zu sichern? —

Wahrmund.

Ich habe Ihnen gesagt, mein Trauter! daß die Eiche der Baum Jupiters sei,

in welchen dieser Gott oft in Blizgestalt herabfährt. Wenn die Bauren also seinen Zorn entwaffnen wollen, so empfehle ich ihnen die Anlegung eines ihm geheiligten Eichenhaynes in der Nähe ihrer Wohnungen.

Zweites Gespräch.

Die Bevölkerung.

Wißlieb.

Aber da Sie neulich so sehr für die Ehre und Erhaltung der Wälder eiferten, so argwähne

wöhne ich fast, daß Sie dem in der Politik aufgestellten Grundsaze: je mehr Menschen, je besser! nicht, ohne ihn vorher einzuschränken und näher zu bestimmen, günstig seyn werden. Grosse Wälder sind dem Landbau, und der Bevölkerung hinderlich. Sie aber wollen große Wälder haben, weil sie den Gedanken des Frostes gar nicht ertragen können.

Wahrmund.

Ich bin für Aecker und Wiesen so sehr, als für die Wälder. Nur:

est modus in rebus, sunt certi denique fines!

Es

Es muß ein richtiges Verhältniß zwischen diesen Dingen Statt finden. Was den Grundsaz der Bevölkerung betrifft, so wird er in manchen kleinen Ländern sehr unrecht verstanden und sehr schief angewandt. Manchen, seynwollenden politischen Philosophen kann man nicht Kinder genug machen. Das Land soll von Menschen wimmeln, wie ein Ameisenhaufen, von Ameisen. Die Glückseligkeit eines Staats, haben sie sagen gehört, hängt von der Menge seiner Bürger ab. Das ist nun gelautet, aber — wo hängen die Glocken?

Wiß-

Wißlieb.

Die Staatsmänner und Männerchen sagen: je mehr Menschen, je mehr Hände zur Arbeit!

Wahrmund.

Aber sie vergessen hinzuzusezen: und je mehr Mäuler zum Verzehren der Früchte!

Nos numerus sumus, et fruges consumere nati.

Holland hat weit mehr Menschen, als diese durch Kunstfleiß umgeschffaene Froschpfüze je durch ihre eigene Produkte ernähren könnte. Aber Holland hat grossen Handel, Fabriken, Marine. Nehmen Sie aber ein kleines teutsches Ländchen, weit von der

See, ohne Kommerz, ohne bedeutende Manufakturen, ohne Kanäle oder schifbaren Fluß. Es ist klar, daß die Einwohner vom Ackerbau und der Viehzucht leben. Ist nicht die Zahl und der Ertrag ihrer Aecker und Weiden, als eine fixe und unveränderliche Grösse anzusehen, die — wenigstens keines beträchtlichen Inkrements fähig ist?

Wißlieb.

Es ist wahr, die Leute können ihre kulturfähigen Ländereien weder grösser, noch ergiebiger machen. Die Ausdehnung des Feldes, und die Natur des Klima, und die Qualität des Bodens bestimmen,

men, selbst bey der größtmöglichen Kultur, den Ertrag der Erndten.

Wahrmund.

Das bleibt so lange wahr, als es wahr bleibt, daß in einem grössern Raume mehr Halme stehen können, als in einem kleinern, und daß der Himmel Schwedens sich stets dem Anbau des Reis und bengalischen Weizens widersezen, und ein von Natur steriler Boden selbst bei der fleissigsten Bearbeitung, doch nicht so viel Früchte hervorbringen wird, als bey einer nur mittelmäßigen Kultur, ein von Natur sehr fruchtbarer Boden. In solchen Ländern,

die bloß von Ackerbau nnd Viehzucht leben, kann die Bevölkerung nur einen gewissen Grad erreichen. Sobald sie über diesen Grad hinauswächst, so wird sie ein fürchterliches Uebel. Theurung, Mangel, Diebe, und Bettler sind ihre Folgen. Der Ertrag der Erndten hat kein Verhältniß mehr zur Menge der Verzehrer. Jedermann aber will sich satt essen, und es ist niemand zu verdenken, wenn er es will. So ein Staat kann nicht Galgen genug bauen, und nicht Bettelvögte genug salariren. Und doch helfen diese Galgen und diese Vögte dem Uebel nicht ab. Denn da sie offenbar Dinge sind, welche den Hunger nicht vertreiben, und der Hunger,

einer demüthigen, aber wahren Theorie zufolge, unsre Erster Beweger ist, so bleibt bey den Leuten, die nicht zu essen haben, der Trieb zum Betteln und Stehlen. Wir kennen aber in der Natur keine Tendenz, welche gar kein Effekt begleiten sollte.

Wißlieb.

Es ist wahr. Ich reiste einst durch eine gewisse Grafschaft, welche gewiß übervölkert war. Die Einwohner waren bettelarm, gingen zerlumpt, oder halb nackend, und ihre äußerste Armuth — die durch die Grösse der Abgaben, (ich weiß nicht mehr, ob 20, oder 30 vom 100)

noch

noch drückender gemacht wurde, * weit entfernt, ein Antrieb zur Industrie zu seyn — wie die Donquischotten der Physiokratie prätendiren — brachte sie zu einer Art von Verzweiflung, machte sie faul und träge. Ich dachte bey mir selbst, wenn dieses Ländchen nur halb so viel Einwohner hätte, und dabey besser regiert würde, so wäre es weit besser dran, als jezt, da es von Hungerleidern wimmelt. Gleichwohl hätte ich keinem Rathe Sr. Erlauchten meine Gedanken von der Materia peccans,

welche

* Die Hofschranzen und Schmeichler ermangelten aber nicht, den Grafen, als den größten Wohlthäter und Beglücker der Menschheit zu preisen. —

welche eigentlich die Krankheit des Staatskörpers verursachte, eröffnen mögen. Man liebte an dem Höfchen die Schmeichler, aber freilich, einem sehr richtigen Grundsaze des Helvetius zufolge, nur in der vorausgesezten Qualität aufrichtiger Bewunderer, was ein Mann von Verstand nun allerdings nicht sagen konnte.

Wahrmund.

Sie haben tresliche Bemerkungen auf ihrer Reise gemacht. Also sahen Sie in der kleinen Grafschaft die Uebel, welche aus der zu großen Bevölkerung entspringen? Wenn ein Land so viel Einwohner hat, als es bey gehörigem Fleiß derselben, bequem

ernähren kann, so hat die Bevölkerung ihr Maximum erreicht. Es kann bey ihr nicht heissen: et sic in infinitum. Die Vorrathsmasse, das Magazin, woraus die Bürger ihren Unterhalt nehmen, ist eine endliche, mithin erschöpfbare Grösse. Wo hundert Menschen sich gerad satt essen können, können es da auch zweihundert? — —

Wißlieb.

So lange die Menschen keine Eliasse sind, denen die Raben Speise zutragen, so lange kein Manna vom Himmel fällt, und unsre Politiker und Staatsmänner das Geheimniß nicht wiederfinden, mit einem geringen

ringen Vorrath, der kaum zur Speisung von zehn Personen hinreichend ist, mehrere Tausende, durch wunderbare Vervielfältigung zu sättigen — so lange sollte man nicht so sehr auf Bevölkerung dringen. Alle diese Begebenheiten haben, so viel ich weiß, nur einmal existirt. Sie waren der Kunst und dem Betruge unnachahmlich, und es ist nicht zu vermuthen, daß sie in der Folge der Zeiten, wenigstens so lange die aktuelle Verfassung der Natur die nehmliche bleibt, ihres Gleichen haben werden. — —

Wahrmund.

Ein Narr, Namens Agrikola, bildete im Anfange dieses Jahrhunderts sich ein:

ein: er hätte eine gewisse Mumie erfunden, mit deren Hülfe er eine Universalvermehrung aller nuzbaren Bäume und Stauden wollte bewirken können. Ein Schwede glaubte, den Grundsäzen der Pflanzenphysik zum Troze, die Verwandlung des Habers in Rokken und Weizen erfunden zu haben. Ein Staat, der weder sein Gebiet erweitern, noch sein Klima verbessern, noch folglich seine Erndten — von deren Ertrage die Bürger blos leben müssen — verdoppeln kann, müßte ein Kollegium von Zauberern in seinem Solde haben, welche ihm durch ihre Geister, Talismannen und Mumien, die Früchte vermehren und veredlen könnten. Erst denn könnte ein be-

trächt-

trächtlicher Anwachs der Volksmenge einem solchen Staate unschädlich und selbst nüzlich werden. Bis dahin begnüge man sich ja, nur den wirklich vorhandenen Bürgern Beschäftigung und Brod zu verschaffen. —

Wißlieb.

Die Staatsmänner schlossen ungefähr so: die Glückseligkeit eines Staates hänget großentheils von seiner Macht, diese aber von der Menge seiner Bürger ab. Nur Menschen her! — denn werden wir mächtig werden. Macht aber ist, wie Hobbes sehr richtig sagte, ein Mittel zur Glückseligkeit. — —

Wahrmund.

Die Staaten von Monako und San-Marino sind ohne alle Macht. Aber sind ihre Unterthanen unglücklich? Sie sind es weit weniger, als die Unterthanen einiger grössern Mächte. Meynen Sie, daß die Republikaner von San-Marino Lust hätten, sich dem Pabst, oder dem Könige von Frankreich zu unterwerfen, oder allenfalls in Gestalt österreichischer Rekruten, gegen den sogenannten Erbfeind des christlichen Namens, nach Syrmien oder dem Bannat zu laufen? —

Wißlieb.

Diese Republikaner müßten das Glück ihrer Verfassung, die Süssigkeit des Friedens

dens nicht kennen, wenn sie so was wünschen könnten! Ich selbst war in der Nähe ein Zeuge ihres Glücks. Fast unbemerkt von der übrigen Welt, schauen sie von der Höhe ihres Felsen umher, und hören von ferne den Sturm brausen, und die Wellen toben.

Suave, mari magno, aequora turbantibus ventis,
Securus ipse, alterius spectare laborem. —

LUCRET.

Wahrmund.

Ich war nie in Italien. Aber meine Freunde, welche das Land bereiset haben, versichern mir, daß — ausser den Unterthanen

thanen des weisen und grossen Herzogs von Toskana — die Bürger von Lukka, San-Marino und Monako, d. h., der drei kleinsten Staaten Italiens, die glücklichsten wären. Aber würden z. B. Monako und San-Marino, eine starke Vermehrung ihrer Bürgerzahl, ohne Nachtheil ertragen können? —

Wißlieb.

Nimmer! es muß eine ihrer Sorgen seyn, daß der Esser nicht zu viel werden. Denn mit der Zahl derselben wächst die Menge der Lebensmittel nicht in gleichem Verhältniß. Erinnern Sie Sich mit mir, daß die kleinen Gebiete dieser Staaten weder grösser noch fruchtbarer werden.

Sollen

Sollen sie aber, wie es vor Alters üblich war, Kolonien aussenden? —

Wahrmund.

Wo sollten diese sich hinwenden, um einen Distrikt zu okkupiren, der noch herrlos ist? — In Europa gibt es dergleichen nicht mehr. Auch würde mnn diesen neuen Ankömmlingen nicht lange gestatten, mit ihrer Metropole in Verbindung zu bleiben. Wer kennt nicht das Recht des Stärkern? Hier braucht ein Potentat Rekruten für die Armee. Dort muß ein Staat, Arbeiter in seine neuangelegten Fabriken, oder gar in Bergwerken und Plantagen haben. Das wandernde Völkchen

würde

würde sich nie mehr nach seinem Sinne und eigener Wahl, ansiedeln können. Kleine Staaten, die wenig Kommerz haben, müssen also nur darauf bedacht seyn, es dahin zu bringen, daß die Zahl ihrer Bürger, im Durchschnitt genommen, sich gleich bleibt. Allzustarke Abnahme, und allzu großer Zuwachs sind beide gleich verderblich.

Wißlieb.

Die Erde könnte indessen weit mehrere Menschen ernähren, als sie jezt wirklich ernährt.

Wahrmund.

Und sezen Sie noch hinzu: als sie ehemals ernährt hat. Die Berechnungen der an-

angeblich grössern Volksmenge in den alten Zeiten, beym Wallace und Montesquieu, haben mir immer sehr übertrieben zu seyn geschienen. Das heutige Europa ist gewiß volkreicher, als das alte Europa zu Cäsars und Tacitus Zeiten. Denken Sie nur an die damaligen Wildnisse von Germanien, Gallien, Britannien, Pohlen, Rußland und Skandinavien, d. h. des größten Theils vom alten Europa. Ich bin ein Verehrer des Alterthums. Aber ich mag ihm nicht Vorzüge auf Kosten der Wahrheit beilegen.

Wißlieb.

Ich denke über diesen Gegenstand, wie Sie. So weit wir den alten Zustand Europens kennen, müssen wir aus der Beschaffenheit desselben in jenen Zeiten schliessen:

daß es unmöglich nur halb so bevölkert seyn konnte, als es jezt ist. Wer kennt nicht die grossen germanischen Wildnisse und Moräste? Wenn man den Tacitus von den Sitten der Teutschen liest, so glaubt man das Gemälde gewisser Gegenden von Nordamerika vor sich zu haben. Pohlen war noch vor 300 Jahren mit Wäldern fast bedeckt. Gallien konnte, so angebauet, als es zu Cäsars Zeiten war, gewiß so viel Menschen nicht ernähren, als Frankreich unter Ludwig dem XVI. Und wer den Zustand Britanniens zu den Zeiten des Agrikola * mit dem Zustande dieser glückseligen Insel unter Georg dem III. vergleicht, wird sich nie überreden können, daß

* Tacitus: Agrikola, scheint mir das Meisterstük der Biographie zu seyn.

daß die Menschenmenge der damaligen Zeit, der gegenwärtigen gleich komme. Denken Sie Sich das große europäische Rusland hinzu, dessen Zustand jezt gewiß blühender ist, als zu Rurik des Warägers Zeiten, und es wird Ihnen ausgemacht scheinen, daß man über Abnahme der Bevölkerung zu klagen, keine Ursache hat.

Drittes Gespräch.

Miles perpetuus!

Wißlieb.

Zu den großen Uebeln rechnen unsre politischen Schriftsteller, sonderlich die Kraftsmänner und Freiheitsbar-

den, auch die Errichtung und Unterhaltung einer zahlreichen stehenden Miliz. Von dieser Epoke an datirt der Triumph des Despotismus, dieses scheußlichen Ungeheuers, welches auch in unserm Europa sein fürchterliches Haupt immer mehr zu erheben beginnt, die Rechte der Menschheit, deren Sachwalter die Raynals und Merciers geworden sind, mit Füssen tritt, und Hunderttausende von Menschen, der Habsucht, dem Stolz und Konquerantenkizzel eines Einzigen aufopfert. Die neueste Geschichte — —

Wahrmund.

Mag vielleicht bestätigen, daß dasjenige, was Sie sagen, nicht bloß Deklamation

tion oder Klage eines Milzsüchtigen ist. Aber werden wir den Lauf der Dinge, der durch eiserne Gesezze regiert wird, und die Wirkung der Leidenschaften hemmen, welchen die europäischen Sultane — denn sie sind Menschen, und werden es bleiben * — unterworfen sind? — — Ich mag lieber das Gute in unserem Zustand aufsuchen, die Vortheile berechnen, welche aus gewissen — wenn Sie wollen! — Uebeln entspringen, oder mit ihnen verbunden sind. Glauben Sie nicht, Wißlieb! daß die stehende Miliz einen sehr grossen Nuzen hat? —

Wiß-

* Man mag auf dem Thron, oder einem Schemel sizen, so sizt man doch immer nur auf dem Hintern, sagt Montaigne.

Wißlieb.

Ja — so — — wie man's nimmt! — Wir haben ihr innere Ruhe im Staat, tiefe Stille zu danken. Aber sie gleicht der Stille in Polyphems Höhle, welcher der tobende Sturm vielleicht vorzuziehen ist.

Wahrmund.

Gegen die Einfälle und Wanderungen barbarischer Völker, die aus der Ferne uns besuchen, sind wir nun gesichert. Europa, der kleinste Welttheil, ist nicht bloß durch seinen Handel und seine Politik, auch durch seine Taktik und stehende Armeen, der mächtigste der Welttheile, und im Stand gesezt worden, allen übrigen zu widerstehen. Unsere

sere Bauern sind durch den Militairdienst, an die ihnen so nöthige Subordination gewöhnt, und etwas gesitteter und biegsamer worden. Wie viel Fabriken werden durch die ununterbrochene Arbeit für die Armeen beschäftigt, und wie viel Arbeiter ernährt? — Viele tausend Menschen finden als Offiziere und Soldaten ihren Unterhalt. Man hört weniger von Empörungen, gewaltsamen Räubereien, Mord, u. d. Die Strassen sind sicherer geworden. Rußland war ehemals den Invasionen der Tartaren sehr ausgesezt. Eine Zeitlang richteten sie selbst im Innern dieses Reiches schreckliche Verwüstungen an. Sie machten die Grosfürsten von sich abhängig, und da diese wegen

Mangel einer zahlreichen und wohlgeübten stehenden Miliz ihnen keinen Widerstand thun konnten, so drangen sie in grossen Schwärmen, alles verheerend, bis in Polen und Schlesien vor, schnitten einer Menge von Christen die Ohren ab, und sezten Teutschland in Furcht und Schrecken. So was haben wir jezt nicht leicht mehr zu fürchten. Lassen Sie uns gestehen, daß Ruhe eine schöne Sache ist!

Wißlieb.

Ich gebe Ihrer Apologie der stehenden Miliz Beifall. Despotismus ist ein grosses Uebel, aber Anarchie, und stete Furcht vor den Einfällen und Plünderungen barbarischer

scher Völker, ein noch grösseres. Glauben Sie mir, daß dieses leztere Uebel wieder eintreten würde, wenn die Europäischen Mächte ihre Armeen abdankten, und die Waffen aus der Hand legten.

Wahrmund.

Ich möchte denen, welche über die grossen stehenden Heere zürnen, aus dem Horaz zurufen:

— — neque
Per nostrum patimur scelus,
Iracunda Iovem ponere fulmina.

Ueberhaupt sind die Urtheile gewisser Autoren im Fache der Politik und Staatswirthschaft etwas einseitig. Um nicht in diesen Fehler zu verfallen, gesteh' ich Ihnen

gern,

gern, daß die Vermehrung der stehenden Miliz, den Despotismus befördert hat. Sobald die Fürsten sich an der Spize eines wohlexerzirten Corps befanden, und ausser dem Militairstande, niemand Waffen führen durfte, so hörte das Gleichgewicht zwischen der Macht des Regenten, und dem Ansehen der Stände, oder des Volks auf. Es war niemand mehr da, der dem Misbrauch einer mit aufgepflanzten Bajonets unterstüzten Gewalt einen Damm entgegensezen konnte. Der Fürst, gewohnt, vom Militair — dessen Natur und Endzweck es mit sich bringt — einen blinden Gehorsam zu fordern, erwartet nun eine eben so maschinenmäßige Folgeleistung von allen

andern Ständen, selbst da, wo alte Konstitution und hergebrachte Rechte, den Ständen die Freiheit zu widersprechen zusichern. Ein solcher Fürst kann die Raisonneurs nicht leiden. Er hat von der Quelle oder dem Ursprunge seiner Gewalt, und den natürlichen, legalen Schranken derselben einen unrichtigen Begriff. Die Söhne kleiner Fürsten haben gemeiniglich das Unglück, in die Hände der Schmeichler zu fallen, unwissende oder durch kleine Privatinteressen beherrschte Erzieher zu bekommen, welche den jungen Herrn nur zu belustigen, und sich auf die Zukunft seine einträgliche Gnade zu erwerben suchen, statt ihn über die Gren-

zen seiner Rechte, und über die Natur und den Umfang seiner Pflichten, gründlich zu belehren. Es verstehet sich, daß es Ausnahmen von dieser fatalen Regel gibt. Teutschland hat jezt einige vortrefliche Fürsten, deren Weisheit, Gerechtigkeit, und Menschenliebe die grösten Lobsprüche verdient. So wie diese grossen Männer in ihrer eigenen wohlthätigen Regierung, allen Schein des Despotismus vermeiden, so denken sie auch edel und patriotisch genug, um das teutsche Reich gegen die Gefahr einer Zerrüttung seiner Konstitution, und einer Vernichtung seiner Freiheit schüzen zu wollen. —

Wiß=

Wißlieb.

Ich merke, Wahrmund! daß Sie für den teutschen Fürstenbund eingenommen sind. Ich bin's nicht weniger. Gewiß hat diese grosse Verbindung nicht den Zweck, irgend jemand zu beleidigen, oder anzugreifen. Sie gehet nur defensiv, und sucht zu verhindern, daß mögliche Eingriffe und Usurpationen nicht über lang oder kurz zu wirklichen werden. Erhaltung des Gleichgewichts der Kräfte, wovon die Ruhe abhängt, ist ihr edler Zweck. Man muß sehr unwissend, oder sehr unbescheiden seyn, wenn man in dem stolzen und beleidigenden Tone eines gewissen offenbar partheyischen

schen Schriftstellers gegen diese Allianz losziehet.

Wahrmund.

Ich habe diesen Ehrenmann noch nicht gelesen, und allem Vermuthen nach ist es auch der Mühe nicht werth. Die Wiener Autoren sind mir, in einem gewissen Fache, ein wenig verdächtig. Dabey zeichnet viele derselben ein gewisser Ton aus, welcher — meinem Gefühl nach — nicht der gute Ton ist.

Wißlieb.

Für heute genug. Schlafen Sie wohl, Wahrmund!

Viertes Gespräch.

Gesezgebung und Moral.

Wißlieb.

Nichts ist meines Erachtens wahrer, als das Urtheil des Helvetius, daß die Moralisten darum so wenig zur Glückseligkeit beigetragen haben, weil sie nicht oft genug die verschiedenen Laster der Nationen, als nothwendige Folgen der verschiedenen Formen ihrer Regierung betrachteten. Helvetius hat Recht. Nur, wenn man die Moral aus diesem fruchtbaren Gesichtspunkt ansiehet, kann sie den Menschen wahrhaftig nüzlich werden.

Wahr-

Wahrmund.

Eine gute Gesezgebung ist unstreitig das Meisterstück des menschlichen Geistes. Wer aus Kenntniß der menschlichen Natur, und durch Geschichte belehrt, weiß, daß die Sitten der Nationen grossentheils ein Werk der Geseze sind, — so wie die Sitten wieder auf den Charakter der Geseze Einfluß haben, und ihn zum Theil bestimmen — der kann nicht zweifeln, daß ein von ächten Philosophen abgefaßtes zweckmäßiges Gesezbuch — welches noch lange unter die frommen Wünsche und unrealisirten Möglichkeiten gehören wird — der erste Tom von dem Katechismus der Moral seyn würde, den

die

die philosophischen Beobachter und Freunde der menschlichen Natur, in künftigen aufgeklärtern Jahrhunderten, dem Genius unserer Gattung weihen werden. Diese Weisen werden, wie ich glaube, den Ausspruch des Beccaria vor Augen haben: „non é da „sperarsi alcun vantaggio durevole dalla „Politica Morale, se ella non sia „fondata su i sentimenti indelebili „dell' uomo.„ Wirklich findet jedes Gesez, welches diesen natürlichen Empfindungen entgegen ist, einen Widerstand, der zulezt unüberwindlich wird, so wie die kleinste Kraft, wenn sie beständig angewendet wird, endlich die heftigste Be-

wegung hemmt, die einem Körper mitgetheilt wurde.

Wißlieb.

Aber warum nennen Sie Ihr Gesezbuch den Ersten Tom des Katechismus der Moral, dessen künftige Existenz Sie geweissagt haben? —

Wahrmund.

Es gibt eine Moral des Bürgers, und eine Moral des Philosophen. So wenig die leztere, der ersten je entgegengesezt seyn kann, so gewiß ist es, daß sie sich durch gewisse feinere Nüancen von jener unterscheiden muß. Sie hat zum Zweck, die Art und Weise zu bestimmen,

wie

wie man denken muß, um — unabhängig von andern — glücklich zu werden. Die Sittenlehre eines Philosophen soll ihn, unabhängig von andern, glücklich machen. Sie wird also die Elemente der Kunst zu leiden und zu geniessen enthalten. Sie wird die Grundsäze der Oekonomie des Vergnügens entwickeln, und aus den Vorschriften der Epikuräer, des Stoa, Sarrasa* und Bernard's **, indem sie dieselbe den verschiedenen Lagen und Verhältnissen des

* Sarrasa schrieb eine Kunst, stets fröhlich zu seyn.

** Bernard, l'Art d'aimer. Er übertraf den Ovid.

des Lebens akkommodirt, Ein Ganzes bilden.

Wißlieb.

Ihre Idee entzückt mich. Ich wünschte den schönen Traum realisirt zu sehen. Dem Philosophen, der ihn in Wirklichkeit verwandelte, möchte ich zurufen, was der Marchese Beccaria bey einer andern Gelegenheit sagt: profondo e sensibile Filosofo, lasci che gli uomini, che i suoi fratelli, godano in pace quella piccola porzione di felicità, che lo immenso sistema stabilito dalla prima Cagione, da quello che é fa loro godere in quest' angolo dell' universo! — Die Moralisten vom gemeinen Schlage behaupten in ihren unüberlegten De-

kla-

klamationen gegen die Selbstliebe — aus welchem Principium alle unsere Handlungen erklärbar sind — und gegen unsere Beweger, die Leidenschaften, oft Säze, als ausgemachte Wahrheiten, welche doch ein einziger aufmerksamer, vorurtheilsfreier Blick in die menschliche Natur und in den Lauf der Dinge, widerlegt. Diese Herrn kennen die menschliche Natur — welche sie durch ihre Quacksalbereien korrigiren wollen — nur aus theologischen Romanen, und sie haben die Welt nie anders, als durch das täuschende Glas gesehen, welches Erziehung à la mode du pays, Geseze, und Religionsvorurtheile uns beständig vor die Augen halten.

Wahr-

Wahrmund.

Es gibt keine intolerantern Geschöpfe, als diese Moralisten. Eine ihrer Sottisen ist, daß sie von allen Menschen einerlei fodern. Sie sezen voraus: was einigen möglich ist, sei allen möglich — was man zu einer Zeit, und unter gewissen gegebenen Umständen kann, das müsse man zu allen Zeiten und unter allen Umständen können.

Wißlieb.

Sie, trauter Freund! lehrten mir einst: Tugend und Laster wären nothwendige Folgen von der — durch Einwürkung äusserer Umstände modificirten — Organisation

des

des Menschen. Sie zeigten die Unschädlichkeit dieser Theorie für die Moral. Da nun nicht zwei Menschen völlig gleiche Organisation haben, und nicht zwei Menschen sich in völlig gleichen äussern — auf sie einwirkenden — Umständen befinden können, so ist es offenbar, daß sie auch nicht gleicher Tugend fähig sind. Man könnte sagen: gewisse Organisationen — zumal verbunden mit einer ungünstigen äussern Lage — schliessen gewisse Tugenden aus, so wie gewisse Organisationen den Hang zu gewissen Lastern ausschliessen, oder ihn wenigstens nie unwiderstehlich werden lassen. — — —

Wahr-

Wahrmund.

Diese Betrachtungen verdienen weiter ausgeführt zu werden. Die Philosophie, mein Lieber! gleicht dem Spiesse des Achill's, welcher die Wunden, die er gemacht hatte, selbst wieder heilte. Hier zum Schlusse nur so viel: Da gewöhnlich eine Wirkung nicht verhindert werden kann, so lange man ihre Ursache stehen läßt, so muß es die Bemühung weiser Gesezgeber seyn, die physischen Ursachen der Tugend herbeizuschaffen und wirksam zu machen, und die physischen Ursachen des Lasters aus dem Wege zu räumen. Diesen Zweck, freilich, wird man nie ganz erreichen. Aber dem schönen Ideal durch unbestimmliche Annäherung zueilen — das kann man gewiß. Vielleicht ein andermal mehr davon.

[illegible] angezeigt werden. Mehreren [illegible]
[illegible] ein [illegible], für mehr oder minder [illegible]
[illegible] wichtige philosophische Aufsätze; und es [illegible]
Einsicht und Unparteylichkeit des Hrn. Her-
ausgebers bloß Gerechtigkeit widerfahren, wenn er
behauptet, daß er trivialen und unbedeutenden
[illegible] selten, oder gar nie einen Eingang ver-
[illegible] habe.

[illegible] die Abhandlungen dieses vierten Ban-
des, mit dem der zweyte Jahrgang beginnet,
empfehlen sich durch Reichhaltigkeit der Gedanken
[illegible] (größten Theils) durch fließende
Dar[illegible] ein gutes Vorurtheil
[illegible] dieses Instituts. Schade,
[illegible] Anlage des Ganzen,
[illegible] Erfüllung des Versprechens
[illegible] nicht rascher fortrückt; und be-
[illegible] Was die zweyte Absicht des
[illegible] betrifft, durch Beurtheilungen
[illegible] (mit von Zeit zu Zeit ein-
[illegible] über das Fortrücken [illegible]
[illegible]) für die Vollständigkeit einer
[illegible] philosophischen Litteratur zu
[illegible], so ist zwar nicht zu läugnen, daß auf dem

Institutes (den ihm Rec. aufrichtig wün[illegible]
tauglichsten Mittel ergreifen möge, den litterari-
schen Anzeigen mehr Raum zu geben, ohne da-
durch denjenigen, der den Abhandlungen (als der
Hauptsache) bestimmt ist, zu sehr zu beschränken,
wozu der Hr. Herausgeber dem Publikum in der
Schlußerinnerung zum 12ten Hefte des ersten Jahr-
ganges auch bereits die angenehme Hoffnung mach-
te. Daß dieser Raum nur Recensionen wichtiger
Werke (welches aber bey der Anzeige des psycho-
logischen Magazins 3tes Heft S. 222. u. ff. nicht
beobachtet wurde) gewidmet werden müßte, ver-
steht sich von selbst.

Das erste und zweyte Heft dieses vierten
Bandes enthalten [illegible] einer Beurtheilung des
Kantischen Meisterwerkchens zum ewigen Frie-
den (S. 81 — 92.) nur Eine Abhandlung von
dem Hrn. Herausgeber unter dem Titel: Philo-
sophische Briefe über den Religions-Indif-
ferentismus, und einige damit verwandte Be-
griffe. An den Hrn. Stadtschreiber [illegible] in [illegible]
stein. Diese Briefe (es sind ihrer sechs an der
Zahl) geben, wie der Hr. Verf. S. 278. des zwey-
ten Heftes selbst bemerkt, den Gesichtspunct etwas

Dialogen

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dialogen über einige Gegenstände der politischen Oekonomie und Philosophie

[Marburg] 1789

Pol.g. 225
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10768765-6
VD18 14657929-001